

BEN BECKER

NA UND, ICH TANZE



BEN BECKER

mit Fred Sellin

NA UND,
ICH TANZE

Droemer

*Was man nicht macht,
passiert nicht.*

in liebe ... ♡

Ben



1. DER TOD

Die Verwandlung beginnt. Ich sitze in der Maske. Zweieinhalb Stunden, dann fängt die Vorstellung an. Zweieinhalb Stunden wie eine Ewigkeit, die ich auf einem spartanischen Stuhl ertragen muss, als würde ich auf meine Henkersmahlzeit warten. Eingesperrt in dieser engen Kammer, die Wände so nah, dass es beinahe unmöglich scheint, einen klaren Gedanken zu fassen. Wie eine Kugel beim Flippern prallt er irgendwo dagegen, wird zurückgeschleudert, stößt auf der anderen Seite an, um erneut seine Richtung zu ändern. Gedanken-Pingpong, ein grausames Spielchen. So geht das die ganze Zeit, und so ist es jedes Mal, dass ich mich immer überwinden muss, überhaupt hierherzukommen. Nicht, dass es anderswo, in einem normalen Theater, anders wäre, doch hier ist es aus irgendeinem Grund besonders zermürbend. Das Vernünftigste wäre, an gar nichts zu denken, völlige Leere im Kopf, aber das muss man erst mal hinkriegen. Zur Ablenkung fingere ich, etwas fahrig, eine Parisienne aus der Schachtel, die vor mir auf dem schmalen Schminktisch liegt, schiebe sie zwischen die Lippen, werfe meinem Spiegelbild einen kurzen Blick zu, greife nach dem Feuerzeug. Eine kleine Flamme blitzt auf. Ich sehe, wie meine Hände zittern.

Das passt gerade schlecht. Der Tod zittert nicht! Warum auch? Der Tod ist allmächtig. Und ich bin der Tod. Bin es heute, war es gestern und werde es morgen sein. Das ist meine Rolle. Nur eine Rolle, nicht mal eine besonders umfangreiche. Achtzehn Einsätze in einem Spektakel, das zwei Stunden dauert – übermäßig viel kann man das wirklich nicht nennen, besonders aber schon. Den Tod spielt man nicht mal eben so runter, jedenfalls mache ich das nicht. Bei mir funktioniert das

Als Tod im **Jedermann**, Salzburg 2009

nur, wenn ich tiefer gehe, mich drauf einlasse. Also, auf den Tod als solchen kann ich mich natürlich nicht einlassen. Ich kann ihn aber auch nicht allein dadurch darstellen, dass ich dem Publikum ein paar markige Sätze entgegenschmettere. Meine Stimme, okay, die kann Luft zum Vibrieren bringen, sagen mir die Leute dauernd. Mag sein. Doch der Tod verlangt mehr.

Salzburg im Sommer. Was soll ich sagen? Thomas Bernhard schrieb mal: »Meine Heimatstadt ist in Wirklichkeit eine Todeskrankheit, in welche ihre Bewohner hineingeboren oder hineingezogen werden ...« Vielleicht macht es das einfacher, sich in die Rolle des Tods hineinzusetzen. Hier, bei den Festspielen, in Hugo von Hofmannsthal's *Jedermann*. An diesem eigentümlichen Ort – strahlend schön und gleichzeitig doch schaurig, selbst in gleißendem Sonnenlicht irgendwie morbide. Und jetzt erst recht, während der Festspielzeit, in der die Stadt von Menschen aus jedem Winkel der Welt überschwemmt wird. erinnert mich irgendwie an Disneyworld.

Das Festspielhaus steht in der Altstadt, am Fuße des Mönchsbergs. Genau genommen dehnt es sich nach hinten aus bis hinein in das Felsmassiv. Vom Max-Reinhardt-Platz aus betrachtet eine Kulisse aus Glas und Stein und Putz, wie gewaltige Perlen eng aneinandergereiht, dass sie zu einem Ganzen verschmelzen: das Große Festspielhaus, das Haus für Mozart, die Felsenreitschule. Mein Kabuff liegt irgendwo hinter dieser Fassade, ungefähr in der Mitte des Komplexes, zweiter Stock, am Anfang eines überschaubaren Gangs – oder an dessen Ende. Kommt darauf an, ob ich das Treppenhaus hinaufsteige oder den Fahrstuhl nehme wie heute. Das einzige Fenster geht zum Innenhof hinaus. Es steht offen, doch Abkühlung bringt das nicht. Draußen geht kein Luftzug. Wie ein schwerer feuchter Vorhang hängt die schwüle Hitze vor dem Fenster. Und unten auf dem Hof formiert sich die buntgemischte Armee der Komparsen, kostümiert und geschminkt, um zum Domplatz rüberkutschiert zu werden.

Bis ich so weit sein werde, wird Hedwig, der Belgier, noch mächtig ins Schwitzen geraten. Hedwig ist mein Maskenbildner, ein angenehmer Mensch. Normalerweise arbeitet er in Brüssel, am ehrwürdigen Opernhaus De Munt. Seine Art gefällt mir: bescheiden, fleißig und geschickt mit den Händen, vor allem quatscht er einem nicht die Ohren voll. Was zwischen ihm und mir abläuft, muss man sich als eine recht intime Angelegenheit vorstellen. Nicht, weil der Tod ein eigenes Kämmerlein für die Maske hat und wir darin ganz allein sind. Habe ich erwähnt, dass ich nackt auf dem Stuhl sitze? Aber damit habe ich kein Problem, prinzipiell nicht. Von mir aus marschiere ich nackt auf die Bühne, wenn der Regisseur meint, auf diese Weise verkörpere ich die Figur am überzeugendsten – vorausgesetzt, ich sehe das genauso. Hier mit Hedwig ist das ähnlich: Wenn er sich meinem Gemächt nähert, was bei diesem Kostüm zwangsläufig passieren muss, ist das ein rein professioneller Vorgang.

Im Moment fummelt er mir auf dem Kopf herum. Der Tod soll eine Glatze kriegen. Dafür pappt er zuerst meine Haare mit Gel fest, nimmt dann eine Reinigungslotion, um die Hautpartien rund um den Haaransatz zu entfetten, bevor er damit beginnt, mein Haar mit einer fleischfarbenen Badekappe abzudecken. Vorher zieht mir Hedwig noch ein dünnes Kabel über den Scheitel. Dessen vorderes Ende ist ein winziges Mikrofon, nur unwesentlich größer als ein Stecknadelkopf, das er auf meiner Stirn befestigt, direkt über der Nase. Danach klebt er den Glatzenrand fest, was sich leicht sagt, aber eine wahnsinnige Fummelei ist: einen Tropfen Mastix auf die Haut, ein Stück vom Rand der Kunstglatze kurz draufpressen, wieder hochklappen, antrocknen lassen, festdrücken. Und das Zentimeter für Zentimeter. Ich versuche, gelassen zu bleiben. An der Wand hinter meinem Rücken hängt eine Uhr. Im Spiegel kann ich sehen, wie der Zeiger von einer Sekunde zur nächsten hastet – tack ... tack ... tack ...

Noch klebt die Kunstglatze nicht perfekt, besonders die

Partie hinter den Ohren scheint sich zu sträuben. Trotzdem fängt Hedwig schon mal an, ihr die richtige Farbe zu verpassen. Zementgrau oder Steingrau, keine Ahnung, irgendwie eine Melange aus helleren und dunkleren Grautönen. Er packt ordentlich drauf, erst Farbe, sehr klebrig das Ganze, wie Uhu, dann Steinmehl, so dass sich meine Schädeldecke allmählich in eine Kraterlandschaft verwandelt, fleckig und pockig – man kann jedenfalls nicht sagen, dass ich damit besonders gesund aussehe. Und da er sich dann gleich daran macht, die Flächen um meine Augen mit derselben Farbe einzupinseln, erkenne ich mich bald selbst nicht mehr. Aber das ist nicht die schlechteste Voraussetzung, sich auf die Figur des Gevatter Tod einzustimmen.

Während die graue Pampe auf meinem Kopf trocknet, kriege ich Hafterleichterung: Ich darf aufstehen und nutze die Gelegenheit, mich zu strecken und zum Fenster hinüberzuwatscheln. Von dort wieder zurück und das Ganze noch mal, wofür ich höchstens zehn Sekunden benötige. Hedwig zupelt derweil das erste Kleidungsstück meines Kostüms zu recht, um es mir fachmännisch anzulegen. Die Verkleidung besteht aus insgesamt nur drei Teilen, die Glatze nicht mitgerechnet. Allerdings ist die Bezeichnung »Kleidung« für das, was er da in den Händen hält, etwas übertrieben. Man könnte das Ding mit einem Stringtanga vergleichen, wobei flexibler Eierbecher auch nicht falsch wäre. Ein wabbeliges Teil aus Silikon, das extra für mich angefertigt wurde. In doppelter Ausführung, sicherheitshalber, man weiß ja nie.

Jetzt hebe ich meine Arme und halte mich mit beiden Händen an einer Metallstange fest, die waagrecht über mir an der Wand befestigt ist. Das ist der Augenblick, der selbst mich Überwindung kostet. Nackt war ich die ganze Zeit schon, doch in dieser Pose entblöße ich mich vollkommen. Wahrscheinlich sehe ich aus wie Jesus am Kreuz. Gefällt mir, eigentlich. Doch im Ernst: Es ist unglaublich anstrengend, einfach nur dazustehen, an sich rumfummeln zu lassen und dabei die

Orientierung nicht zu verlieren. Das Wort Taucherkrankheit fällt mir dazu ein. Ohne die Stange würde ich früher oder später wahrscheinlich umfallen. Dass ich mir dabei auch noch selbst im Spiegel zusehen muss – der hängt direkt vor meinen Augen –, macht die Sache nicht lustiger.

Hedwig wirkt sehr konzentriert und gibt keinen Laut von sich, während er mich sorgfältig in das Silikonhöschen packt, das er über meinem Hinterteil wie ein Korsett zusammenschnürt. Nachdem das endlich erledigt ist, kann er sich wieder anderen Körperpartien widmen und großflächiger weitermachen. Er übertüncht die letzten Stellen im Gesicht, die noch hautfarben schimmern. Danach die Ohren, den Hals und dann, weiter abwärts, meine komplette Vorderfront, dazu noch die Hände. Und immer das gleiche Prozedere: erst die Farbe, dann das Steinmehl. Bis ich Hedwig kaum noch erkennen kann, obwohl er direkt vor mir rumwerkelt – so staubt das Zeug. Im ganzen Raum sieht es aus wie auf einer Baustelle. Am Ende bleibt kaum etwas von meinem Körper vom Farbmatsch verschont. Nur ein Teil des Rückens, die Oberarme und meine Arschbacken. Diese Partien werden von dem metallic-silbergrau schimmernden Mantel abgedeckt, den ich als Nächstes überstreife. Teil zwei des Kostüms, es reicht bis zu den Knöcheln. Jetzt noch die Stiefel und – Hokuspokus, da steht der Tod!

Eine Viertelstunde bleibt mir. Sollte ich noch mal den Text durchgehen? »Allmächtiger Gott, hier sieh mich stehn, nach deinem Befehl werd ich ...« Quatsch, der sitzt.

Die Tür geht auf, Niki steckt seinen Kopf herein. Eigentlich Nicholas, Nicholas Ofczarek, aber so nennt ihn hier kein Mensch. Niki spielt den Jedermann, er ist in dieser Rolle der Jüngste, seit es die Festspiele gibt, seit neunzig Jahren also. Das Publikum liebt ihn. Niki kommt aus Wien, er gehört zum Ensemble des Burgtheaters. In Österreich ist er ein Star. Ich kannte ihn vorher nicht. Ein Schauspielkollege hatte mich vor Niki gewarnt, er sei eitel, selbstverliebt und so. Überflüssiger-



Nach der Vorstellung

weise. Die ersten Proben liefen etwas verkrampft, aber das ist immer so. Misstrauisches Abtasten: Werden wir Freunde, oder bleiben wir Konkurrenten? Wie kommen wir miteinander klar? Jeder beobachtete genau, was der andere trieb, mit welchen Leuten aus dem Team er sich abgab, wen er links liegenließ. Wie zwei eifersüchtige Liebhaber. Oder eher noch wie zwei Antipoden, denn eine gewisse Anziehungskraft war durchaus vorhanden. Der Typ machte mich neugierig.

Keine Frage, er als Jedermann trägt das Stück. Dafür bin ich sein stärkster Gegenpart, und als Tod letztlich mächtiger als er, als alle. Wenn man es genau nimmt, muss der Tod als Figur die Bühne gar nicht betreten, um präsent zu sein. Er schwebt die

ganze Zeit auch so in der Luft wie ein Damoklesschwert. Jeder weiß, der Sensenmann ist bereits unterwegs; fragt sich bloß, wann wird er auftauchen und in welcher Gestalt? Das macht die Spannung aus, hier in Salzburg auf dem Domplatz – und im richtigen Leben auch.

Niki und ich steigen die Treppen hinunter. Hedwig begleitet uns. Im Hof wartet bereits ein Großraumtaxi. Unser Kollege Peter Jordan klettert auch hinein. Ihm haben sie zwei Rollen verpasst. Im Anfangsteil spielt er Jedermanns guten Gesell, danach den Teufel. Ein origineller Einfall von Christian Stückl, unserem Regisseur. Ich stehe dicht an der Hecktür, habe wieder eine Stange zum Festhalten, sitzen wäre wegen all der Farbe am Körper unmöglich. Während sich der Wagen im Schnecken tempo durch die Menschenmassen in der Fußgängerzone pflügt, sehe ich draußen ungläubige Gesichter, die mich fassungslos anstarren. Die Fahrt zum Schafott. Hofstallgasse. Max-Reinhardt-Platz. Am Restaurant Triangel vorbei, während der Festspiele die Künstlerkantine und für mich so was wie ein Wohnzimmer, solange ich mich in Salzburg herumtreibe. Am liebsten würde ich rausspringen, ein Bierchen zur Beruhigung – macht sich nur nicht so gut, ein paar Minuten vor der Aufführung.

Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist. Ich zittere am ganzen Leib. Nicht, weil mir etwa kalt wäre, im Gegenteil. Gleichzeitig sickert unablässig Schweiß aus meinen zugekleisterten Poren. Angst.

Das kenne ich. Lampenfieber quält mich vor jedem Auftritt, ob ich Theater spiele, mit meiner Band auftrete oder Texte aus der Bibel unters Volk bringe. Lampenfieber nervt, ist aber nicht verkehrt, es schärft die Konzentration. Wenn es allerdings in nackte Angst umschlägt und dieses nervige Zittern hinzukommt, macht einen das fertig. Wobei die Angst hier nur durch diesen Einzug – als wären wir Gladiatoren – eine solche Wucht bekommt.

Wir erreichen die Alte Residenz. Vor dem Torbogen stehen

Leute Spalier, um einen Blick auf uns zu erhaschen oder ein Autogramm zu ergattern oder beides. Nervös steige ich die alten, ausgetretenen Steinstufen hinauf, die zum Rittersaal führen. Niki läuft neben mir. Wir schweigen. Auf einmal spüre ich, wie er meine linke Hand nimmt und festhält, während wir weitergehen.

Mich überkommt ein Gefühl von Sicherheit, ich bin nicht allein, das fühlt sich gut an. Ich halte seine Hand, denke nicht daran, sie loszulassen, sondern drücke sie fest. Niki gibt mir Halt, innerlich. Mir fallen nicht viele Menschen ein, denen das einfach so gelingen würde. Dabei kenne ich diesen Menschen erst seit kurzer Zeit. Aber was Liebe ist, wissen wir beide. Liebe bezieht sich für mich auf einen anderen Menschen, ob Mann oder Frau, das spielt keine Rolle. Ich kann auch Liebe für einen Mann empfinden, ohne dass ich gleich mit ihm ins Bett springen wollte. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Aber das ist für den Moment vielleicht ein bisschen zu kompliziert.

Über einen roten Läufer durchqueren wir den Rittersaal, der leer geräumt ist. Die offenen Fenster auf der Giebelseite geben den Blick zum Domplatz frei. Davor zwei Reihen Stühle, wie Logenplätze. Wobei man von hier oben die Bühne nur seitlich sieht und sehr schlecht versteht, was die Schauspieler unten von sich geben. Jemand kommt mit einem Foto auf mich zu, auf dem ich unterschreiben soll. Mechanisch wie ein Roboter nehme ich den Stift, der mir hingehalten wird, kitzle meinen Namen und ziehe weiter. Unmittelbar vor einem Auftritt – das ist so ziemlich der falscheste Moment, um einen Ben Becker locker zu erleben.

Weiter durch den Domgang. In einer Ecke, links von uns, aufgetürmte Möbel, Tische und Stühle, roter Samt, weißes Holz. Daneben liegen zusammengerollte Teppiche, aufeinander gestapelt wie gefällte Bäume im Wald. Wir landen vor einer schweren Holztür, dahinter wieder Treppenstufen, die diesmal abwärts führen, hinunter bis in die Vorhalle des Salzburger

Doms. Durch ein vergittertes Fenster kann ich die Zuschauer sehen. Alle Plätze besetzt. Seit Monaten sind sämtliche Vorstellungen ausverkauft. Zweitausend Zuschauer? Zweitausendfünfhundert? Ich weiß es nicht genau. Aber mindestens tausend Fächer, mit denen die Damen im Publikum die staubtrockene Luft quirlen, die vor ihren Gesichtern steht. Wird nicht einfach, gegen diese Unruhe anzuspielen. Die Sonne brennt noch immer. Bei den Proben haben wir mal die Temperatur an der Stelle auf der Bühnentreppe messen lassen, wo ich nachher ungefähr zehn Minuten sitzen muss, bevor ich als Tod mein Werk vollende. Sechsfundfünfzig Grad Celsius! Ein Wahnsinn, das Stück bei dem Wetter in der Nachmittagsglut aufzuführen!

Wir stehen hinter der Bühne. Niki fragt, ob er etwas tun könne für mich. Der ist gut! Muss selbst jeden Moment raus und zwei Stunden durchspielen, und ausgerechnet er fragt mich das! Aber das brachte er auch schon vor der Premiere. Das hilft ihm nämlich genauso. Jetzt rückt er seinen Stuhl wieder so, dass er mir direkt gegenüber sitzt. Er nimmt meine Arme, jeden in eine Hand, als wolle er ihr Gewicht schätzen. Um es ihm nicht unnötig schwerzumachen, hebe ich sie an. Doch er sagt: »Nein! Lass locker! Tu gar nichts!« Meine Arme fühlen sich auf einmal viel leichter an. Danach massiert er mir die Hände, erst die linke Hand, dann die rechte. Ich habe keine Ahnung, wie er das anstellt, aber das erdet mich tatsächlich. Hinterher wird er mir erklären, dass es darum geht, dem anderen Beachtung zu schenken, ihm durch die Berührung und das »Tragen« seiner Arme zu signalisieren: »Du bist nicht allein. Ich bin für dich da!« Was für ein wunderbarer, großer Kollege – ein Gladiator!

Als dann Birgit Minichmayr mit ihrer Maskenbildnerin hinter den Kulissen erscheint, grazil wie eine Königin, in der prächtigen Robe der Buhlschaft, dieses Jahr orangefarben, was perfekt zu ihrem Haar passt, herrscht auf der Bühne bereits ordentlich Trubel. Sie hat ein dickes Buch in der Hand und

kommt mir vor wie die Ruhe selbst. Beneidenswert. Sie steuert den erstbesten Stuhl an, schlägt das Buch ungefähr in der Mitte auf – Balzac übrigens, *Verlorene Illusionen* – und fängt an zu lesen. Sie sagt, durch das Lesen könne sie hervorragend ihre Konzentration bündeln. Oder so ähnlich. Ich weiß nicht, Balzac war gewiss ein Bedeutender. Trotzdem, bei mir würde das wahrscheinlich gar nichts bündeln. Mir fehlt zum Lesen grundsätzlich die innere Ruhe. Klingt wahrscheinlich merkwürdig, wenn ausgerechnet ich das sage. Ich meine, ich habe eine Menge Bücher zu Hörbüchern gemacht. Aber das ist eben eine andere Tasse Tee, das ist dann meine Arbeit. Da kann ich mich auch auf einen Text einlassen, verdammt intensiv sogar, jedes Komma will ich dann kapieren. Aber privat, nur so zum Vergnügen ... Das heißt nicht, dass ich nicht lese. Hier und da empfiehlt mir jemand einen Autor oder einen bestimmten Titel. Auf diese Weise habe ich Joseph Conrad entdeckt, Kafka auch und Blaise Cendrars, den wahrscheinlich kaum noch einer kennt. Trotzdem, ich kann nicht behaupten, mein tägliches Einschlafritual bestünde darin, in einem Buch zu schmökern, bis mir die Augen zufallen. Was wiederum nicht bedeutet, dass ich gelegentlich nicht einen gewissen Drang verspüre, mich ein bisschen der Realität zu entziehen und in eine andere Welt zu zaubern. Letztlich ist die Schauspielerei auch nichts anderes als eine Art von Flucht. Warum wird man denn Schauspieler? Doch nicht, weil einen Hemmungen plagen, sich in ein fremdes, eventuell erfundenes Leben zu stehlen.

Das hier ist gerade sehr fremd. Und ich bin sehr weit weg – mit meinen Gedanken und überhaupt. Gäbe es hinter der Bühne nicht diesen Spiegel, mir wäre wahrscheinlich nicht mal aufgefallen, dass ich mir den Mantel runtergezerrt habe. Nur gut, dass Hedwig nicht von meiner Seite weicht. Er pinselt und pudert zwischendurch immer mal an mir herum, bessert Stellen aus, die ihm nicht perfekt erscheinen oder die von meinem Schweiß ruiniert werden. Restauration am lebenden Objekt. Von mir aus, lenkt auch ein bisschen ab. Die Hände kriegen

noch mal die volle Dosis Steinmehl, mein Totenkopfring gleich mit, der bleibt dran. Da signalisiert mir Karin, unsere Inspizientin: Es wird ernst.

Ich muss keine Angst haben! Ich schaffe das schon! Aber heute fällt es verdammt schwer.

Wer noch nie eine *Jedermann*-Aufführung bei den Salzburger Festspielen erlebt hat: Die Bühne steht direkt vor der Fassade des berühmten Doms. Seine drei riesigen Portale gehören zur Kulisse. Vor den äußeren beiden werden breite Treppen aufgebaut, das Portal dazwischen wird bis zu den obersten Stufen verkleidet. Für die Zuschauer sieht es aus, als gelänge man über die Bühnentreppen hinauf zu einem Gang, der hinter den Portalbögen entlangführt, ungefähr in vier Metern Höhe. In Wirklichkeit steht dort nicht mehr als ein Baugerüst, an dessen beiden Enden schlichte Holzstufen nach unten führen, fürs Publikum ebenfalls nicht sichtbar. Ich muss mich also erst mal als Gerüstkletterer betätigen – exakt siebzehn Stufen, ich habe sie bei den Proben gezählt –, bevor die Zuschauer das erste Mal den Tod zu sehen bekommen. Hedwig hilft mir in den Mantel, danach reicht er mir eine Flasche mit schwarzer Lebensmittelfarbe. Damit spüle ich meinen Mund, damit Zähne, Zunge, der gesamte Rachenraum auch noch zum Fürchten aussehen. Schnell einen letzten Blick in den Spiegel – und auf geht's!

Noch nicht hinaus auf die Bühne, erst mal nur nach oben. In der Zwischenzeit ist Birgit dem Publikum als Buhlschaft erschienen. Sie startet ihren Auftritt aus derselben Höhe wie ich, jedoch von der anderen Seite. Kurzes Durcheinander auf der Bühne, dann erklingt für einen Moment nur ihre Stimme, markant wie kaum eine andere, ich würde sie aus Hunderten heraushören: »... der heißt Je-der-mann!«

Oben muss ich noch einen Moment warten. Karin steht in der Nähe ihres Pults, auf dem das Textbuch liegt mit den Markierungen, wann sie wen auf die Bühne zu schicken hat. Besser, ich behalte sie im Auge. Sobald sie ihren linken Arm nach

oben reckt, heißt das: Achtung! Jetzt nimmt sie ihn wieder runter. Das bedeutet: Und los! Ich schreite bis unter den ersten Portalbogen, baue eine leichte Drehung Richtung Publikum ein und bewege mich erhaben die Treppe hinunter zu Niki und den anderen. Zugegeben, keine unlösbare Aufgabe. Wenn nur dieses verdammte Zittern aufhören würde! Der Tod sollte nicht unbedingt wie ein junger Hüpfherausgerauscht kommen, aber auch nicht als gebrechlicher alter Sack. Ich halte den Gang, also die Art, wie sich ein Darsteller bewegt, wenn er eine Figur verkörpert, für etwas Elementares bei der Schauspielerei. Wenn man für seine Rolle einen eigenen Gang entwickelt und eine eigene Körperhaltung gefunden hat, kann man ihr damit mehr Charakter einhauchen als mit bloßen Worten. Heinrich George zum Beispiel war groß darin. In dem Film *Berlin Alexanderplatz* verlässt er ganz am Anfang das Gefängnis, dreht sich vor dem geschlossenen Tor noch einmal um. Was er da allein mit seinem Gang und der Körperhaltung ausdrückt, das ist Wahnsinn. Auch Yul Brunner in *Westworld*, Henry Fonda in *Spiel mir das Lied vom Tod* und – leider für mich unerreichbar – Burt Lancaster in *Der rote Korsar* wussten mit ihrer Körperlichkeit umzugehen.

Später stehe ich wieder auf dem Gerüst, neben dem Portalbogen, und harre der Zeichen, die von unten kommen. Bis zum Finale wird sich das noch zweimal wiederholen. Plötzlich rummst es auf der Bühne, Niki und Birgit sind mit der Tischgesellschaft zugange. Getöse, Trubel, ein Bühnentechniker ballert durch eine Öffnung im Bühnenboden goldenes Konfetti in die Luft. Dann beruhigt sich die Szenerie, und der dünne Vetter des Jedermann trällert ein Liedchen, reichlich schief und in einer Tonlage, dass man sich die Ohren zuhalten möchte – als hätte ihm jemand die Eier abgeschnitten, aber das soll so sein.

Trotz der späten Nachmittagsstunde brennt die Sonne weiter unerbittlich, bestrahlt wie ein riesiger heißer Spot die Bühne. Ein paar Minuten später finde ich mich genau dort unten

wieder, in einen unerfreulichen Dialog mit Jedermann verstrickt, in dem ich ihm klarzumachen versuche, dass sein letztes Stündlein geschlagen hat. Für mich ist das dieses Jahr eine unglaublich intensive Szene. Den Leuten fällt es vielleicht erst mal schwer, sich den präpotenten Becker weich und verletz-



Niki Ofczarek und ich

lich vorzustellen. Als Tod sollte ich für sie eine furchteinflößende, unnachgiebige Gestalt abgeben, emotionslos wie ein kasachischer Schuldeneintreiber, der sich von niemandem mit leeren Händen wegschicken lässt. Aber das ist nicht das, was ich zum Ausdruck bringen will. Ich bin Jedermanns Freund, ich kann nur nicht anders, denn ich bin der Tod – auch wenn das eine recht eigenwillige Interpretation sein mag.

Die Kunst, wenn ich das so nennen darf, besteht darin, dem Tod selbst ohne Worte eine Präsenz zu verleihen, an der keiner vorbeikommt. Und die sogar wirkt, wenn er aus dem Blickfeld der Zuschauer verschwindet. Jedenfalls reicht es nicht, nur auszusehen wie ein Schreckgespenst und den Rest der Einbil-

dungskraft der Zuschauer zu überlassen. Ich stehe als Behauptung da: Schaut mich an! Hier bin ich, der Tod, der allmächtige! Tut mir leid, was soll ich machen, das ist mein Job.

Dann der bekannte Disput zwischen Jedermann und Tod, als könnte man um sein Ende feilschen. Um dasselbe abzuwenden oder wenigstens hinauszuzögern, bietet mir Jedermann, dem langsam einzuleuchten scheint, in welcher Breddouille er steckt, ein Säckchen mit Goldmünzen an.

Niki: »... Ich bin ein mächtig reicher Mann. Die Sach soll aufgeschoben sein. Nur dies tu! ... Willst's nit? Tust's nit?«

Ich: »Nein ...! Mein Brauch ist gradaus umgekehrt. Wird dir kein Aufschub nit gewährt. Du kommst mit mir und zögerst nit!«

Ich greife Nikis Arm, halte ihn fest, unsere Blicke treffen sich – und mir steigen Tränen in die Augen. Verfluchte Scheiße! Ich bin zu nah dran. Aber dann sehe ich, dass Niki auch heult. Verdammt, was geht hier vor? Nichts anmerken lassen, einfach weiterspielen, weitersprechen, den Faden nicht verlieren, die Übergänge nicht verpatzen! Jede Bewegung ein Automatismus. Unbedingt die Spannung halten. Schön professionell bleiben, wir machen großes Kino – oder grandioses Kasperletheater, je nachdem, wie man es sieht. Vergiss die Tränen!, sage ich mir, das könnten ebenso gut Schweißperlen sein. Kein Mensch auf den Rängen kann das unterscheiden. Und selbst wenn, sie würden denken, wir haben die Tränen auf Kommando abgerufen, ein dramaturgischer Kniff des Regisseurs, nichts weiter.

So tief geht das, wenn man sich auf diese Rolle einlässt. Für mich ist der Tod nicht bloß eine abstrakte Bühnenfigur, sondern etwas Existenzielles. Ich weiß, dass sich Theater und Realität für mich schwer auseinanderhalten lassen, Kunst und Leben überhaupt. Den Tod kann man vielleicht spielen, aber mit ihm spielen kann man eben nicht. Grenzen austesten oder auch mal überschreiten – gut, da bin ich dabei. Man könnte sagen, das ist ein Charakterzug von mir, der übrigens schon



»Vertu's nit, Mensch« – Birgit Minichmayr, Niki und ich

in jungen Jahren überdeutlich ausgeprägt war. Aber was ich inzwischen begriffen habe: An einem bestimmten Punkt ist Schluss mit lustig. Wer den Moment verpennt, ist auf eine ganze Armada von Schutzengeln angewiesen. Ich weiß, wovon ich spreche. Deshalb hatte ich auch lange überlegt, ob ausge-

rechnet ich den Tod in Salzburg übernehmen sollte. Fantasie brauchte ich jedenfalls keine, um mir die Schlagzeilen auszumalen: »Ausgerechnet der Becker ...«

Ich habe es trotzdem getan. Und falls jemand denkt, das alles passt viel zu gut zusammen, dahinter steckt bestimmt eine ausgebuffte PR-Inszenierung – bitte schön! Ich weiß, wie es wirklich war.

Ich habe noch nicht viel bereut im Leben. Dass ich mir diese eine böse Erfahrung lieber erspart hätte, versteht sich von selbst. Wie ich schon sagte: Mit dem Tod sollte man besser nicht spielen. Dass ich es trotzdem getan habe, war ziemlich blöd. Doch das gehört jetzt nun mal zu mir: ein Abdruck, der tiefer ist als alle anderen, die ich mit mir herumschleppe. Leben hinterlässt Spuren.